

Über die Autorin: Jenny Blackhurst interessiert sich seit frühster Jugend für Spannungsliteratur. Die Idee für einen eigenen Roman entwickelte sie nach der Geburt ihres ersten Kindes. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren beiden Kindern in Shropshire, England.

Jenny Blackhurst

DIE STILLE KAMMER

Psychothriller

Aus dem Englischen von Anke Angela Grube



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH Band 17 219

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe



Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe: Copyright © 2015 by Jenny Blackhurst Titel der englischen Originalausgabe: »How I Lost You« Originalverlag: Headline Publishing Group, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Britta Schiller, Eitorf
Titelillustration: © shutterstock/Valentin Agapov;
© Thinkstock/boule13; © shutterstock/Hanka Steidle
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17219-1

1 3 5 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt,
gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung,
beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre
verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Ash und für Connor, der niemals aufgibt und immer einen Weg findet. Ich hab dich lieb, Chicken Nugget.

Brief von Susan Webster – Insassin #397609 – an die Bewährungskommission

23. Januar 2013

An die ehrenwerten Mitglieder der Kommission

Mein Name ist Susan Webster. Vor fast vier Jahren, am 23. Juli 2009, habe ich mein drei Monate altes Kind getötet. So lange hat es gedauert, bis ich in der Lage war, diese Worte auszusprechen und zu akzeptieren, dass sie wahr sind, auch wenn es mir immer noch unvorstellbaren Schmerz und Kummer bereitet, sie niederzuschreiben.

Während der Untersuchungshaft und der folgenden zwei Jahre und acht Monate in Oakdale habe ich mich umfassend über Puerperalpsychose informiert, jene Form postnataler Depression, unter der ich nach Dylans Geburt litt. Meine Recherchen haben mir geholfen, es zu verstehen und zu begreifen, dass ich an jenem furchtbaren Tag nicht wusste, was ich tat. Ich weiß jetzt auch, dass meine Erinnerungen an die zwölf wunderbaren Wochen mit Dylan romantisiert sind, weil ich die furchtbare Wut verdrängen wollte, die ich ihm gegenüber empfand. Ich weiß das, weil es das ist, was die Ärzte sagen. Dass meine geheiligten Erinnerungen – die alles sind, was mir von meinem wunderschönen Kind geblieben ist – lediglich das Produkt meines gestörten Gehirns sind, ist für mich schwerer zu akzeptieren als das Wissen, dass ich meinen kleinen Sohn getötet habe. In dunkleren Momenten ertappe ich mich bei dem Wunsch, mich daran erinnern zu können, an den Hass, an meine Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, das ich geboren hatte. Vielleicht würde ich dann für einen Moment Frieden finden, und der

Schmerz und die Gewissensbisse, die jeden wachen Moment überschatten, würden für eine Weile nachlassen. Ich hasse mich selbst dafür, dass ich so empfinde; meine Erinnerungen, seien sie echt oder eingebildet, sind das Einzige, was es mir ermöglicht, an der Person festzuhalten, die ich einmal war. Eine Ehefrau und Mutter, ein wenig unorganisiert vielleicht, bestimmt eine furchtbare Köchin, aber niemals, nicht einmal in meinen schlimmsten Albträumen, eine Mörderin.

Auch wenn ich meine Tat akzeptiert habe, erwarte ich keine Vergebung. Ich weiß, dass ich mir selbst nie vergeben werde. Ich bitte nur darum, dass meine Reue bei der Anhörung in Betracht gezogen wird, damit ich versuchen kann, mir ein neues Leben aufzubauen, etwas Gutes in der Welt zu bewirken und anzufangen, das Böse wiedergutzumachen, das ich getan habe.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Susan Webster

Kapitel 1

24. April 2013

Er ist immer noch da.

Egal, wie oft ich den Raum verlasse und versuche, mit meinem normalen Leben weiterzumachen, jedes Mal, wenn ich in die Küche gehe, ist er da.

Er kam heute Morgen, versteckt unter bunten Werbebriefen und ominös aussehenden Rechnungen. Ich habe sowieso schon einen Horror vor der Post. Sonntag ist mein liebster Wochentag.

Sonntags kommt keine Post. Nur dass heute nicht Sonntag ist. Und heute kam Post.

Ich kann nur vermuten, dass mein Hass auf alles, was in einem Briefumschlag steckt, auf die schiere Menge an Rechnungen zurückzuführen ist, die ich jeden Tag erhalte. Ich bin erst seit einem Monat hier, und offenbar versucht jeder Versorgungsbetrieb im Land, mir irgendetwas in Rechnung zu stellen. Jedes einzelne »An den Bewohner« gerichtete Schreiben, das ich erhalte, gemahnt mich an eine weitere Einzugsermächtigung, die ich noch nicht erteilt habe, und ruft mir auf deprimierende Weise in Erinnerung, wie schusslig ich bin und wie weit meine knapp bemessenen Mittel noch reichen müssen.

Was heute per Post kam, ist allerdings keine Rechnung. Das sehe ich daran, dass der Brief per Hand adressiert wurde. Er stammt nicht von einer Bekannten oder Brieffreundin. Der Umschlag ist postkartengroß und braun. Die Schrift ist klein und flüssig; es sieht aus, als gehöre sie einer Frau, aber sicher kann ich mir da nicht sein. Nichts von alldem ist der Grund dafür, dass der Brief noch immer ungeöffnet auf der Arbeitsplatte meiner Küche liegt.

Ich könnte ihn einfach in den Müll werfen. Oder warten, bis Cassie vorbeikommt und sie den Brief öffnen lassen, wie eine Schülerin, die erst ihre Mutter einen Blick auf das Abschlusszeugnis werfen lässt. Als ich wieder an die Arbeitsplatte trete, sehe ich die Worte auf dem Umschlag, und mein Herz beginnt zu rasen.

Susan Webster, Oak Cottages 3, Ludlow, Shropshire.

Aber Susan Webster ist tot. Ich sollte es wissen; ich habe sie vor vier Wochen umgebracht.

Eigentlich sollte niemand auf der Welt wissen, wo ich bin und wer ich bin. Das war der Grund dafür, dass ich ganz offiziell meinen Namen geändert habe. Selbst meine Bewährungshelferin nennt mich Emma. Manchmal vergesse ich immer noch, darauf zu reagieren. Mein Name, mein neuer Name, lautet Emma Cartwright. Das wird Ihnen nichts sagen. Vor drei Jahren war ich noch Susan Webster. Vielleicht ziehen Sie jetzt leicht die Nase kraus, weil der Name Ihnen irgendwie bekannt vorkommt, Sie ihn aber nicht einordnen können? Kann sein, dass Ihr Blick nach oben und links schnellt, während Sie versuchen, sich zu erinnern. Wenn Sie im Südosten Englands leben, murmeln Sie vielleicht so etwas wie: »Ach ja, war das nicht die, die ihr Baby umgebracht hat? Eine Schande!« Wenn Sie irgendwo anders leben, werden Sie sich vermutlich nicht

erinnern. Als es in den Nachrichten kam, war gerade ein A-Promi beim Drogendealen erwischt worden. Mein Sohn und ich schafften es nicht in die Schlagzeilen der überregionalen Presse.

Ich werde es tun. Mit zitternden Händen reiße ich den Umschlag auf und achte dabei darauf, den Inhalt nicht zu beschädigen. Als die kleine Karte herausfällt, überlege ich kurz, ob ich nicht besser Handschuhe anziehen sollte, für den Fall, dass es ein Drohbrief ist und die Polizei ihn als Beweismittel braucht. Einem normalen Menschen mag das seltsam erscheinen, diese Sorge, dass Todesdrohungen in der Post sein könnten. Glauben Sie mir, ich hätte mir auch nie vorstellen können, mich einmal in einer solchen Situation wiederzufinden.

Jetzt ist es zu spät, sich Gedanken über Spurensicherung zu machen. Es ist auch kein Brief, es ist ein Foto. Ein kleiner Junge lächelt breit in die Kamera, ein warmes, echtes, schönes Lächeln. Meine Furcht verwandelt sich in Verwirrung. Wer ist der Junge? Ich kenne keine Kinder dieses Alters; er muss etwa zwei oder drei sein. Ich habe eine Nichte, aber keine Neffen, und die wenigen Mütter und Babys, die ich in Krabbelgruppen getroffen habe, bevor ... also, vorher eben ... sind weggeblieben. Wahrscheinlich haben sie verdrängt, was geschehen ist, als hätten Dylan und ich nie existiert.

Warum hat man mir das geschickt? Ich überlege, welche Kinder ich kenne, und werfe das Foto auf die Arbeitsplatte. Dabei dreht es sich und landet verkehrt herum, und in diesem Augenblick verengt sich meine Welt auf die Größe des 10 × 14 cm großen Fotos vor mir. Auf der Rückseite stehen drei Worte, in derselben sauberen Handschrift: Dylan – Januar 2013.

Kapitel 2

»Das ist irgendein Streich«, verkündet Cassie und wirft das Foto zurück auf meine Küchenarbeitsplatte. *Das war's?* Zwanzig Minuten Warten, während sie schweigend das Foto anstarrte, und dann kommt nichts als *ein Streich?* Ich hole tief Luft.

»Das ist mir klar, Cass, aber wer kann es gewesen sein? Wer außer dir weiß, dass ich hier bin? Wer würde mich glauben machen wollen, dass Dylan noch am Leben ist?«

Sie wendet den Blick ab, und ich weiß, wen sie im Verdacht hat.

»Mark«, verkünde ich. »Du glaubst, dass es Mark war.«

Als sein Name fällt, beißt Cassie die Zähne zusammen und bemüht sich, nichts zu sagen. Es fällt ihr nicht leicht. Sie schiebt das spitze Kinn vor, und ich glaube, sie beißt sich buchstäblich auf die Zunge. Meine beste Freundin hasst meinen Exmann. Sie mag die meisten Männer nicht, aber Mark steht wohl ganz oben auf der Liste. Ich weiß mit Sicherheit, dass sie ihm ebenso wenig gefallen würde, obwohl sie sich nie begegnet sind.

Vermutlich sollte ich das mit Cassie erklären. Sie ist die beste Freundin, die ich je hatte, die Art Freundin, die ich mir immer gewünscht habe; aber wir kennen einander nicht schon unser ganzes Leben lang. Wir haben uns weder als schüchterne Erstklässlerinnen bei der Einschulung

kennengelernt, noch haben wir während des Studiums zusammengewohnt. Als ich Cassie kennenlernte, geschah dies vor einem Hintergrund aus Heulen, Kreischen und Stahltüren, die hinter mir ins Schloss fielen. Sie saß auf dem oberen Bett, das gebleichte blonde Haar locker zu einem Knoten geschlungen, die schmalen schwarzen Augenbrauen zusammengezogen. Sie sprang vom Bett und landete wie eine Katze neben mir - später fand ich heraus, dass sie sich den Knöchel gebrochen hatte, als sie das zum ersten Mal probierte. Die weiten efeugrünen Gefängnishosen hingen locker um ihre vorstehenden Hüftknochen, und ihre Weste, die hochgezogen war, um die milchweiße Taille zu zeigen, hätte aus der Kinderabteilung stammen können. Sie sah aus, als könnte ein starker Windstoß sie umpusten, und doch hatte sie eine enorme körperliche Präsenz, die stärkste, die ich je erlebt habe.

»Das obere Bett gehört mir, aber ich bin keine Bettnässerin wie andere hier, also keine Sorge. Fass meine Sachen nicht an.«

Ich lernte Cassie am einsamsten Tag meines Lebens kennen. Damals wusste ich es noch nicht, ich würde es erst viel später merken, aber sie hat diesen Tag gerettet, sie hat mich gerettet.

Wir sind uns begegnet, weil sie eine Kriminelle ist. Eine Mörderin, wie ich. Aber im Gegensatz zu mir erinnert Cassie sich an jede Sekunde ihres Verbrechens. Sie schwelgt in den Details, sie erzählt die Geschichte, wie Pfadfinderinnen sich Gruselgeschichten am Lagerfeuer erzählen. Sie wird sauer, wenn ich ihr sage, dass ihre Gleichgültigkeit ein »Verteidigungsmechanismus« ist, der sie vor der Erinnerung an ihr Verbrechen schützt. Als ich das zum ersten Mal sagte, nannte sie mich eine Woche lang Freud und

weigerte sich, meinen richtigen Namen zu benutzen, bis ich ihr versprach, sie nicht noch einmal zu analysieren. Sie war nie näher daran zuzugeben, dass ich recht haben könnte.

»Gut ... « Ich bin gewillt, sie ein Weilchen gewähren zu lassen. »Nehmen wir mal an, es war Mark. Woher sollte er wissen, wo ich wohne? Und warum sollte er mich glauben machen wollen, dass unser Sohn noch lebt?«

Cassie verdreht die blauen Augen himmelwärts. »Er arbeitet im IT-Bereich ... oder?«

»Richtig. « Ich nicke bestätigend. »Er ist kein Hacker. «

Sie zuckt lediglich die Achseln, während ich aufstehe, um uns noch einen Tee zu machen. Wenn meine Hände nicht mit irgendwas beschäftigt sind, zittern sie.

»Und warum? Warum sollte mein Exmann, der zum Hacker geworden ist, mir das Foto eines kleinen Jungen schicken, der, wie wir alle wissen, unmöglich mein toter Sohn sein kann?«

»Vielleicht weil er ein Arschloch ist? Oder um die emotionale Last, die du bereits trägst, um eine zusätzliche Ladung Schuldgefühle zu bereichern? Oder weil er will, dass du an deinem Verstand zweifelst? Vielleicht soll ›Januar 2013‹ ja nicht bedeuten, dass es sich bei dem Jungen um Dylan handelt, sondern dass er jetzt so aussehen könnte, wenn du ihn nicht ... also, wenn er nicht, du weißt schon ... «

»Ich weiß.«

»Hast du deine Bilder von Dylan noch? Die in dem Fotoalbum, das dein Vater dir gegeben hat?«

»Ja, irgendwo«, entgegne ich abwesend. Die werde ich nicht hervorkramen. »Ich glaube nicht, dass Mark es gewesen sein kann.« Nach dem Tod unseres Sohnes war er am Boden zerstört – wie es jeder Mann gewesen wäre –, aber er bemühte sich, zu mir zu stehen. Zweimal hat er mich sogar in Oakdale besucht. Beide Male zitterte er wie ein scheißender Hund und konnte es kaum ertragen, mich anzusehen, aber es war gut zu wissen, dass er versuchte, mir zu vergeben. Dann hörten die Besuche auf, einfach so. Ein paar Wochen später erhielt ich ein Schreiben, mit dem ich darüber unterrichtet wurde, dass er die Scheidung eingereicht hatte, zusammen mit einer kurzen handschriftlichen Notiz von Mark: »Es tut mir leid.« Daraufhin bastelte Cassie ein Dartboard aus meinen Fotos von ihm und ging dazu über, sie mit nassen Papierhandtüchern zu bewerfen, um mich aufzuheitern. Dartpfeile waren in Oakdale nicht erlaubt. Wir durften nicht einmal gespitzte Bleistifte haben.

»Es ist also nur ein Streich.« Ich versuche, mich selbst davon zu überzeugen. »Keine Drohung. Nur dass das Wort »Streich« einen an etwas Lustiges denken lässt, was das hier jedenfalls *nicht* ist.«

»Dann eben ein übler Streich, oder wie sagt man beim Betrugsdezernat? Ein Schwindel.« So ist Cassie, wenn sie beschließt, dass sie recht hat. Ihre langen, blau lackierten Fingernägel trommeln einen Rhythmus auf dem Tisch – sie braucht eindeutig eine Zigarette. Diese Nägel sind für mich ein Symbol für die komplette Veränderung, die Cassie nach dem Verlassen von Oakdale durchgemacht hat. Als ich sie kennenlernte, waren die Nägel, mit denen sie ungeduldig auf dem Tisch trommelte, abgekaut und bedeckt mit altem, abblätterndem Nagellack. Diese Nägel sind längst verschwunden, zusammen mit den kurzen Jeansröcken und bauchfreien Tank Tops. Heute bedeckt Cassies Kleidung ihre Haut, und ihre Nägel sind immer gepflegt.

»Ein übler Scherz, ja, natürlich«, entgegne ich abwesend. »Es muss ein Scherz sein. Eindeutig keine Drohung.«

*

Ich werde Cassie los, indem ich vorgebe, noch Besorgungen machen zu müssen. Sie weiß, dass das gelogen ist, akzeptiert den Wink aber fraglos und küsst mich zum Abschied, wobei sie einen rosa Lippenabdruck auf meiner Wange und ein Stück unscheinbares nasses Küchenpapier in der Spüle hinterlässt.

Zum hundertsten Mal drehe und wende ich den Umschlag in den Händen, als mir etwas auffällt, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagt. Auf dem Umschlag ist keine abgestempelte Briefmarke. Der Brief muss schon auf meiner Fußmatte gelegen haben, bevor die Post kam. Wer immer es war, er war bei meinem Haus, stand vor meiner Tür und hat das Foto leise durch den Briefschlitz geworfen, während ich in der Küche war. Bei dem Gedanken wird mir übel, und ich presse die Hand auf den Mund. Es ist keine Drohung. Als Drohung macht es keinen Sinn. Wenn es eine Drohung sein soll, taugt sie nicht viel. Es wird ja mit nichts gedroht. Es ist nur eine subtile Warnung: Jemand kennt meinen Namen. Jemand weiß, wer ich bin. Was ich getan habe. Und dieser Jemand stand vor meiner Haustür.

Ich kann nicht länger stark sein. Mein Kampfgeist hat mich verlassen, und ich sinke auf den kalten Küchenfußboden und fange an zu weinen.

Kapitel 3

Jack: 23 September 1987

Ein Tritt ging ins Gesicht des Jungen, ein Schuhabsatz wurde ihm in die Rippen gerammt. Der Junge rollte sich zu einem Ball zusammen und stieß ein Grunzen aus, aber wie Jack mit widerstrebendem Respekt beobachtete – es kamen keine Tränen. Als sie das Blut sahen, trat Riley einen Schritt vor, doch Jack packte ihn am Arm - es war noch zu früh. In einer Minute oder so, nach ein paar Blutergüssen mehr, vielleicht einer gebrochenen Rippe. Von seinem Standpunkt aus, etwa zwanzig Fuß entfernt, an eine der kackbraunen transportablen Hütten gelehnt, wirkte das Schlagen und Treten fast wie choreographiert, hypnotisierend. Als Jack das Knacken hörte - es klang, als würde ein Zweig brechen -, und das Grunzen verstummte, stellte er sich aufrecht hin, strich über den Ärmel seines Pullovers und bedeutete Riley, ihm dorthin zu folgen, wo der Spaß vor sich ging.

»Lasst ihn sofort los!«

Alle drei Jungen hörten auf, obwohl einer seinen Fuß auf dem gebrochenen Handgelenk des Fünfzehnjährigen stehen ließ – als könnte er sonst verschwinden.

»Scheiße, was geht euch zwei das an?« Junge Nummer 1 – Jack hatte keine Ahnung, wer sie waren – machte eine Geste, als würde er einer imaginären Ziege vor sich einen Kopfstoß verpassen. Verfickter Idiot. »Was hat er gemacht?«

»Harris verpfiffen.« Junge 2, der, dessen Fuß auf dem Handgelenk seines Opfers stand, trat noch einmal fester zu. »Stimmt doch, Shakespeare, oder?«

»Ich war's nicht«, murmelte das blutige Kleiderbündel auf dem Boden.

»Wer war's dann?«, wollte Junge 3 wissen – Harris, so wie es aussah. Er war der Größte der drei, aber nach dem, was Jack beobachtet hatte, hatte er am wenigsten Schaden angerichtet. Vielleicht machte er sich ungern die Kleidung schmutzig. Ergab Sinn.

»Null Ahnung. Ich nicht.«

»Verlogene kleine Schlange.« Junge 2 wollte wieder zutreten. Binnen Sekunden war Jack neben ihm, packte ihn an seinem bordeauxroten Blazer und stieß ihn weg.

»Hände weg, hab ich gesagt. Er hat dich nicht verpfiffen. Er sagt die Wahrheit. Er war's nicht.«

»Ach ja – und woher willst du das wissen?«

»Ich weiß alles, du Idiot. Wenn du wissen willst, wer dich verpfiffen hat, frag Mike Peterson.«

Harris kniff die Augen zusammen, ebenso wie Riley, der neben Jack stand. »Sicher?«

»Ich bin mir sicher. Und noch eins.« Er wies auf den Jungen auf dem Fußboden. »Der gehört ab jetzt zu mir. Wenn du Probleme mit ihm hast, komm zu mir. Wenn ich dich je wieder dabei erwische, dass du ihn anrührst, lasse ich dir die Beine brechen – euch allen. Kannst ja mal sehen, was dann aus deiner Rugbykarriere wird, Harris, du Rindvieh.«

Er hielt den Atem an und achtete darauf, dass sein Kiefer sich nicht bewegte. Harris wandte sich wieder seinen Schlägern zu und bedeutete ihnen mit einer Kopfbewegung, sie sollten verschwinden. Die drei schlenderten davon, als hätten sie nicht mehr getan, als ein Fußballspiel zu beenden.

»Alles okay?« Riley zog den Jungen in die Hocke hoch und achtete dabei darauf, dass sein Kopf unten blieb. Das schulterlange braune Haar des Jungen war mit einer glänzenden Mischung aus Fett, Schweiß und Blut bedeckt. Er versuchte, zu Jack aufzusehen, der vor ihm stand, doch dann krümmte er sich vor Schmerzen und schaute wieder auf den Fußboden.

»Warum hast du ihnen das gesagt?« Die Worte waren kaum verständlich, seine Lippen begannen bereits anzuschwellen. »Peterson... war es nicht. Ich war's.«

»Ich hab sie davon abgehalten, dir die Scheiße aus dem Leib zu prügeln, oder nicht? Soll ich sie zurückrufen? Ihnen sagen, dass ich mich geirrt habe?« Er schaute in die Richtung, in der die drei verschwunden waren, wohl wissend, dass sie längst weg waren. »Harris! He, Harris!«

»Nein, tut mir leid, ich hab's nicht so gemeint.« Der Junge verzog vor Schmerz das Gesicht.

»Lieber Himmel, du bist ja in einem schönen Zustand. Komm, ich bring dich zu mir nach Hause – meine Eltern sind nie da, und Lucy kann dich verarzten. Sie war früher Krankenschwester.«

»Wer ist Lucy?«

»Die Haushälterin. Ich hab Terz gemacht, als es hieß, dass sie mit uns im Haus wohnen würde, weil ich wusste, dass sie ein Auge auf mich haben sollte, aber sie ist eigentlich ganz in Ordnung – sie ist erst achtzehn und hat Riesentitten, und sie macht saugute Snacks. Ich bin Jack, und das ist Matt. Warum haben die dich Shakespeare genannt? Ist das dein Spitzname?«

Der Junge versuchte, trotz des Blutes in seinem Gesicht finster dreinzuschauen. »Nein. Ich hasse ihn. Ich hatte in der Englischarbeit eine 1, und Miss Bramall hat gesagt, ich sei ja ein kleiner Shakespeare. Jetzt nennen mich alle so. Ich bin –«

»Mir gefällt's«, unterbrach Jack ihn. »Es klingt, als hättest du etwas auf dem Kasten, und ich mag Leute, die etwas auf dem Kasten haben. Ich kann dich ja Billy nennen, wenn du magst, Abkürzung für William, ein kleiner Witz unter uns. Wir sind doch jetzt Kumpel, oder?«

»Warum willst du mein Freund sein? Ich bin nicht wie du und deine Clique.«

»Ach ja? Wie ist meine Clique denn so?«

»Reich. Und, na ja . . . gut aussehend und so.«

Jack schaute Matt an, und beide begannen zu lachen. »Bist du schwul, Shakespeare? Scharf auf meine Freunde, oder was?«

»Nein! So habe ich es nicht gemeint. Ich wollte nur -«

Jack schnaubte. Du liebe Güte, war der Typ wirklich dermaßen treudoof? Aber er würde schon für irgendwas von Nutzen sein.

»Na komm, gehen wir und säubern dich.«

Kapitel 4

Wie an den meisten Samstagen ist die Stadt gedrängt voll. Jugendliche, Paare und Mütter, die ihre mürrischen, quengelnden Kleinkinder hinter sich herzerren, besuchen die wenigen Geschäfte, die wir noch haben. »Die Rezession hat die Stadt hart getroffen«, erklärt Rosie Fairclough mir, während sie mir ein Riesenstück klebrigen, warmen Schokoladenkuchen serviert. »Wir brauchen mehr junges Blut wie Sie, das wieder Geld in die Stadt bringt.«

Fast hätte ich laut gelacht. Die neugierige Rosie wäre sicher ganz anderer Meinung, wenn sie eine Ahnung hätte, wer da in ihre verschlafene Kleinstadt gezogen ist. Da hätte der Landfrauenverband doch wirklich mal was zu klatschen.

Ich mache mich über den Schokoladenkuchen her, ein wenig zu gierig, und riskiere dabei einen verstohlenen Blick zum Fenster hinaus. Nichts als Straßen mit Kopfsteinpflaster und Leute, die ihre Wochenendeinkäufe erledigen. Ich schüttle den Kopf, komme mir albern vor und versuche, mir in Erinnerung zu rufen, dass ich nicht in einem Low-Budget-Spionagefilm lebe. Niemand beobachtet mich. Ich muss versuchen, alles zu vergessen, was heute Morgen geschehen ist, den dummen *Streich*, daher wende ich meine Aufmerksamkeit den anderen Gästen zu.

Eine Frau sitzt in der Nähe des Tresens und spielt gedankenverloren mit einem Stück Möhrentorte herum, ohne dabei zuzulangen, wie ich es gerade getan habe. Sie ist ungefähr so alt, wie meine Mutter jetzt wäre, allerdings wirkt sie nicht so, als müsste sie sich Gedanken um ihre Figur machen, und ihre Miene lässt vermuten, dass sie Sorgen hat. Ihr langes blondes Haar fällt ihr ins Gesicht, als sie auf die Zeitung vor sich starrt, und sie macht sich nicht die Mühe, es zurückzustreichen. Ich ertappe mich bei der Überlegung, was für eine Geschichte wohl bei ihr dahintersteckt. Streit mit dem Liebhaber? Ein Ehemann auf Abwegen? Oder etwas viel Schlimmeres?

Fast so, als hätte ich sie gerufen, blickt sie unvermittelt auf und ertappt mich dabei, wie ich sie anstarre. Peinlich berührt lasse ich meinen Blick zur Tür gleiten; es ist mir unangenehm, dass ich beim Gaffen erwischt wurde. »Nicht die Leute anstarren, Schätzchen«, pflegte meine Mutter zu sagen. »Das ist unhöflich.«

»Na, das hat ja nicht lange vorgehalten.« Rosie sieht, dass ich meinen Schokoladenkuchen schon verdrückt habe, und lächelt. »Möchten Sie noch ein Stück?«

O Gott, ja.

»O Gott, nein.« Ich lache ein wenig zu laut. Ich musste schon immer gegen mein inneres dickes Mädchen ankämpfen; Essen ist mein Trost. Wenn ich je das Essen verweigerte, pflegte meine Mutter meinen Vater anzusehen und zu flöten: »Oh-oh, Len, ich glaube, wir haben da ein Problem.« Sie zog mich damit auf, obwohl es ihre Schuld war, dass wir eine Familie von Genießern waren. Ihre selbst zubereiteten Mahlzeiten, besonders die Desserts, brachten meine Freundinnen dazu, für eine Essenseinladung Schlange zu stehen, und meine Pausenbrotdose war der Neid meiner Klassenkameraden. Biskuitrollen, Zitronenkuchen mit Guss, Himbeer-Baiser-Torte – ich war wie die

Grundschulversion eines Crackdealers. Sehr zum Leidwesen meines Mannes konnte ich nie an die kulinarischen Fähigkeiten meiner Mutter heranreichen, und er musste sich mit einem verflixt guten Sonntagsessen einmal in der Woche zufriedengeben. »Meine Hüften würden mir das nie verzeihen«, sage ich. »Rosie, könnte ich Sie mal etwas fragen?«

Die Augen der älteren Frau leuchten auf, als hätte ich sie gefragt, ob es ihr etwas ausmachen würde, wenn ich ihr ein Gewinnlos im Mittwochslotto überließe. Rosie ist praktisch der Informationsdienst hier in der Stadt.

»Ich habe mich nur gefragt, wie die Leute hier in der Gegend so sind. Gibt es viel Ärger?«

Rosie schüttelt den Kopf. »Oh nein, Liebchen, also, samstags gelegentlich eine Prügelei unter Jugendlichen, aber sonst nicht viel. Warum, haben Sie Probleme mit irgendjemandem?«

Sofort bereue ich meine Frage. Mir war klar, dass Rosie eine Klatschbase ist, aber jetzt frage ich mich, ob sie das Zeug dazu hat, das nächste Puzzleteil aktiv ausfindig zu machen. Wird sie ins Internet gehen, sobald ich weg bin, um Nachforschungen über Emma Cartwrights geheime Vergangenheit anzustellen? Ach, Paranoia, meine alte Freundin, wie habe ich dich in der letzten Stunde vermisst.

»Ach, es ist eigentlich nichts«, lüge ich mühelos. »Heute Morgen lag ein Ei vor meiner Haustür, und da habe ich mich gefragt, ob die Einheimischen es vielleicht nicht so gern sehen, wenn Fremde zuziehen.«

Rosie wirkt enttäuscht. »Ach, das werden irgendwelche Kinder gewesen sein«, versichert sie. »Es ist hier nicht so wie in manchen Kleinstädten, wissen Sie, wo jeder alles über alle weiß. Wir kümmern uns eher um uns selbst. Ich würde mir deswegen keine Gedanken machen.«

»Nein, natürlich«, erwidere ich, erleichtert darüber, dass meine kleine Notlüge keine weiteren Nachfragen ausgelöst hat. »Genau das habe ich mir auch gedacht: nur ein dummer Streich.«

*

Das große Stück Schokoladenkuchen liegt mir schwer im Magen, als ich das Café verlasse, und Rosies Worte schwirren mir im Kopf herum: Hier ist es nicht wie in manchen Kleinstädten, wissen Sie, wo jeder alles über alle weiß. Bevor ich Oakdale verließ, wurde ich darauf vorbereitet, dass die Leute feindselig reagieren könnten, sollten sie herausfinden, wer ich bin. Auf Fackeln und Mistgabeln war ich vorbereitet; Stalking und psychologische Spielchen habe ich jedoch nicht erwartet. Denn blöder Witz hin oder her – Tatsache bleibt, jemand kennt meinen alten Namen. Was bedeutet, jemand weiß, was ich getan habe.

Die Glocke über der Tür des Feinkostgeschäfts am Markt bimmelt, als ich eintrete. Die Gourmetstadt Ludlow kann sich rühmen, mit die besten frischen, regionalen Delikatessen in ganz Shropshire zu haben, und jedes Jahr im September findet hier ein Feinschmecker-Festival statt. Das dicke Mädchen in mir liebt Ludlow einfach.

»Emma, wie schön, Sie zu sehen.« Carole strahlt, als sie mich in der Tür stehen sieht. »Wie geht's?«

»Besser, wenn ich erst eine Schachtel von Ihrem Camembert und etwas von dem Krustenbrot habe.«

Carole verschwindet kurz und kehrt mit einer braunen Papiertüte zurück. Als sie die Tüte über den Ladentisch reicht, fühlt sie sich noch warm an, und der Duft von frischgebackenem Brot steigt mir in die Nase.

»Ich nehme noch eine Flasche Wein dazu.«

Carole hebt die Augenbrauen. »Gibt's was zu feiern?«

Ich lächle gezwungen. »Eher eine Art Frustessen. Vielleicht erzähle ich Ihnen irgendwann davon.«

Sie ist höflich genug, nicht weiter in mich zu dringen. Wir nennen uns beim Vornamen, seit ich ihr Feinkostgeschäft entdeckt habe, aber wir sind weit davon entfernt, Freundinnen zu sein. Ich glaube, ich werde mich nie mit jemandem anfreunden können, der meine Vergangenheit nicht kennt. Es ist einfach zu riskant.

»Lassen Sie es sich schmecken.« Sie nimmt mein Geld entgegen, und ich wage mich wieder auf die Straße hinaus. Mein Kopf rät mir, nach Hause zu gehen und das Foto zu vernichten, zu vergessen, dass es dieses Foto je gegeben hat, doch als ich mich auf den Nachhauseweg machen will, entdecke ich etwas Unmögliches. Vor mir geht eine Frau, sie ist schlank und hat lange, dunkle Haare. Sie beugt sich hinab, um den kleinen Jungen neben sich an die Hand zu nehmen. Den kleinen Jungen, der mich vorhin aus dem Foto heraus angestrahlt hat. Meinen Sohn.

*

Ich bemühe mich verzweifelt zu rufen, doch es schnürt mir den Atem ab. Stattdessen mache ich ein paar ruckartige Schritte vorwärts, und dann fange ich an zu laufen.

»Dylan!«, schreie ich. Er kann es nicht sein, das ist völlig unmöglich, und doch ist er hier, nach all diesen Jahren. Bei seinem Anblick möchte ich am liebsten auf die Knie fallen. Wie kann es sein, dass mein Sohn mir so nahe ist, nachdem er so lange so weit entfernt von mir war?

Ein paar Leute drehen sich nach mir um, aber mein Sohn und seine Entführerin schauen nicht zurück. Es könnte Einbildung sein, aber mir scheint, dass sie ihre Schritte beschleunigt. Jedoch nicht schnell genug; es dauert nur Sekunden, bis ich sie eingeholt habe.

»Dylan.« Ich bücke mich, um den kleinen Jungen am Arm zu packen, und erwische seine marineblaue Jacke. Adrenalin schießt durch meine Brust, als die Frau zu mir herumfährt.

»Was zum Teufel machen Sie da? Lassen Sie meinen Sohn los!«

Sie hebt ihn hastig hoch, und ich muss seine Jacke loslassen, als die Frau vor mir zurückweicht. Ihr Gesicht ist verzerrt vor Angst und Zorn.

»Das ist mein Sohn, Dylan, er ist mein ...« Ich verstumme, als mich die Erkenntnis trifft wie ein Schlag. Das ist nicht mein Sohn. Mein Sohn ist tot, fort, und dieser kleine Junge klammert sich am Hals seiner Mutter fest, steif vor Angst wegen der verrückten Frau, die sie anschreit. Plötzlich sieht er überhaupt nicht mehr aus wie der Junge auf dem Foto; er ähnelt weder mir noch Mark noch sonst jemandem aus unserer Familie. Dieser kleine Junge gehört genau dahin, wo er ist: in die Arme seiner Mutter. Ich zögere und trete einen Schritt zurück. Am liebsten würde ich weglaufen, doch meine Beine gehorchen mir nicht. Als die Frau erkennt, dass ich nicht länger eine Bedrohung für sie oder ihr Kind darstelle, geht sie auf mich los.

»Sind Sie verrückt? Wie können Sie es wagen, meinen Sohn anzufassen? Ich sollte die Polizei rufen, Sie verdammte Irre!«

»Es tut mir leid, ich ...« Ich finde keine Worte. Ich würde es gern erklären, aber wie? Wie beschreibt man Arme, die sich immer leer anfühlen? Ein Herz, das wegen des Verlustes schmerzt? Augen, die an jeder Straßenecke tote Kinder sehen? Wie soll man irgendjemandem, geschweige denn einer Fremden auf der Straße, begreiflich machen, wie es ist, das Kind zu verlieren, das man in seinem Leib getragen hat?

»Das will ich auch hoffen! Sie sind ja verrückt.« Erst als sie meinen Arm wegschlägt, merke ich, dass ich immer noch die Hand ausgestreckt hatte.

»Sie hat gesagt, dass es ihr leidtut.« Die Worte kommen von hinten, die Stimme klingt kräftig und vertraut. »Sie hat einen Fehler gemacht. Vielleicht sollten Sie ihre Entschuldigung annehmen und Ihrer Wege gehen.«

Erleichterung durchflutet mich, als es mir endlich gelingt, mich umzudrehen, und ich meine Retterin sehe. Carole. Ich höre die Frau hinter mir noch einmal grummeln, dass ich ja verrückt sei, aber dann höre ich Schritte, und sie ist fort.

»Danke.« Ich schaue die Leute an, die stehen geblieben sind, um das Spektakel zu verfolgen. »O Gott.«

»Vergessen Sie die.« Carole ergreift sanft meinen Arm. Sie erhebt die Stimme und richtet ihre nächsten Worte an die Umstehenden. »Die haben nichts Besseres zu tun.«

Einige wirken beschämt, eine Frau zuckt die Achseln, und eine Gruppe von Jugendlichen kichert höhnisch, aber alle entfernen sich.

»Geht's wieder?«, fragte Carole mich sanft. Tut es nicht, und ihre Freundlichkeit lässt mir Tränen in die Augen steigen. Ich schniefe und nicke. »Es wird gleich wieder, es war nur ein albernes Missverständnis. Warum sind Sie mir nach draußen gefolgt?«

Carole hält mir ein Stück Papier hin. »Das ist Ihnen aus der Tasche gefallen, als Sie Ihr Portemonnaie herausgeholt haben.«

Ich habe es noch nie gesehen, strecke aber automatisch die Hand danach aus. Es ist ein Zeitungsausschnitt, und als ich näher hinsehe, erkenne ich es. Mein Baby starrt mich von einem Schwarz-Weiß-Foto an, einem Foto, das ein paar Tage nach der Geburt aufgenommen wurde. Die Überschrift fehlt, aber ich erinnere mich noch, wie sie gelautet hat. KINDSMÖRDERIN BEKOMMT SECHS JAHRE.

»Das kann unmöglich ... « Ich will abstreiten, dass dieses Foto in meiner Handtasche gewesen sein könnte, doch Caroles besorgter Blick lässt mich verstummen. Wo sollte der Ausschnitt sonst herkommen? »Ich meine, ja, das gehört mir. Danke. Nochmals vielen Dank. «

»Sind Sie sicher, dass Sie okay sind?«

Ich nicke wieder, diesmal entschiedener. »Ja. Danke, Carole, aber jetzt muss ich los. Entschuldigen Sie mich.«

Carole sieht aus, als wollte sie noch etwas sagen, überlegt es sich dann aber anders. Gott sei Dank.

»Sie wissen ja, dass ich nur ein paar Häuser entfernt wohne, falls Sie mich brauchen sollten, Emma.«

Ich nicke wieder, und dann wird mir klar, was sie da gerade gesagt hat. »Entschuldigung, Sie tun was?«

Sie wirkt verlegen. »Tut mir leid, ich dachte, Sie wüssten, dass wir in derselben Straße wohnen.«

Nein, das wusste ich nicht. Wie konnte mir das entgehen? Wandere ich seit vier Wochen herum, ohne irgendetwas oder irgendjemanden um mich herum wahrzunehmen? Nun, Carole hat mich jedenfalls gesehen... Wer hat mich sonst noch beobachtet?

»Emma? Sind Sie sicher, dass alles in Ordnung ist? Sie sehen ein wenig krank aus.«

Nie habe ich dringender jemanden gebraucht als gerade jetzt, doch dies ist weder die Zeit noch der Ort, eine Fremde in mein Leben einzuladen. Nicht mal dann, wenn diese einen Käse- und Weinladen führt. Was sollte ich auch zu meiner neuen Freundin sagen? »Ach, heute Morgen hat jemand entdeckt, dass ich eine Mörderin bin, und jetzt habe ich Halluzinationen, sehe meinen toten Sohn und trage Fotos von ihm mit mir herum, ohne es zu wissen. Also, ich könnte wirklich eine Tasse Tee gebrauchen. Bei mir oder bei dir?«

»Nein, mir geht's gut«, versichere ich stattdessen. »Vielen Dank noch mal.«